

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1914

345 (29.7.1914) Badisches Museum, Nr. 30

Badisches Museum

Wochenchrift der „Badischen Landeszeitung“ □ Schriftleitung: Walther Günther

Nr. 30

Karlsruhe, 29. Juli 1914.

Erscheint Mittwochs

Eine weltgeschichtliche Hintertreppe.

Von Dr. Karl Mayerhofer (München).

(Nachdruck verboten.)

Kurz vor der Eröffnung des Wiener Kongresses schrieb der Vorstand der Polizeihofstelle, Baron Sager, an den Oberpolizeidirektor von Wien: „Die bevorstehende Ankunft der fremden Souveräne erheischt vervielfachte Aufsichtsanstalten, wodurch man täglich zur Kenntnis alles dessen, was ihre a. h. Personen und ihre nächsten Umgebungen betrifft, aller jener Individuen, die sich ihnen zu nähern suchen, und der Kläne und Unternehmungen, die an diese hohe Gegenwart sich reihen dürften, auf eine möglichst umfassende Weise gelangen könnte. In dieser Absicht muß ich Ew. W. schon jetzt auffordern, nicht nur die besseren Vertrauten, welche Ihnen schon zu Gebote stehen, dazu vorzubereiten, sondern auch für diese besondere Gelegenheit um neue Vertraute, oder solche Personen aus dem Handelsstande, aus den Honoratioren, auch aus dem Adel und Militär, sich zu bemühen, welche geeignet und geneigt wären, Ew. W. oder mir alles, was sie in obiger Beziehung erfahren, schriftlich oder mündlich, ohne allen Verzug zu eröffnen.“

Der Polizeidirektor ist in der Tat dieser Aufforderung auf ganz ausgezeichnete Weise nachgekommen: über ganz Wien wurde ein Spionagenetz geworfen, und als Spione wurden nicht etwa nur Kafaien, Kammerjungfern und Portiers gewonnen, sondern auch Angehörige des höchsten Adels, Fürsten und Prinzen. Nur einmal noch in der Geschichte mag die Hintertreppe eine größere Rolle gespielt haben: das war unter dem alten türkischen Regime, zur Zeit Abdul Samids. Damals hatte nicht nur jeder Einflußreiche und Fremde in Konstantinopel einen Spion; auch der Spion hatte wieder seinen Spion. Nehlich ist es in Wien zur Zeit des Kongresses gewesen. Nicht nur die Höfe und Missionen waren aufs eifrigste damit beschäftigt, einander auszuspiionieren: die Spionage in der Wiener Gesellschaft selbst wurde so ungeheuerlich, daß keiner mehr dem anderen trauen konnte. Die Akten, die August Jourdain in dem vor kurzem erschienenen Werk „Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß“ veröffentlicht, enthüllen die Inhaber sehr hoher und bekannter Namen als Spione; wären diese Akten zur Zeit ihrer Abfassung durch irgendeinen Zufall an die Öffentlichkeit gekommen, so wäre eigentlich fast niemand kompromittiert gewesen, denn wenn alle kompromittiert sind, ist es schließlich keiner.

Die wenigsten der hohen und niederen Spione versahen ihren Dienst rein um Gottes Lohn. Daß die niederen bezahlt wurden, versteht sich von selbst; aber auch ein ganz hochgestellter Spion, der nur mit dem Wort „Höchstidieselben“ angeredet wird und statt mit seinem Namen mit zwei Kreuzen gezeichnete, verschmähte die freigebig spendenden Laufenguldenheime nicht. Und wer kein Geld nahm, betrieb das edle Gewerbe seiner Stellung, seinem Amt, seinem Einfluß zu Liebe.

Das lateinische Sprichwort von dem freiziehenden Berg, der nur ein Mäuslein gebärt, hätte als Motto den jedenfalls recht zahlreichen Sammelmappen, die die Geheimmatten enthalten, aufgeklebt werden sollen. Denn der weitaus größte Teil dieser Berichte mutet wie Dienstablenklatsch an. Die Hintertreppe war weltgeschichtlich geworden, aber was durch sie verbreitet wurde, war sehr selten große Politik, war fast durchweg Klatsch.

Klatsch, der grotesk anmutet angesichts des großen Schicksals, das doch noch allen Augen hätte sichtbar sein müssen, angesichts der erst vor kurzem beendeten Niefenkämpfe und des Untergangs Napoleons. Aber der Titan war gestürzt, und die Mäuslein kamen.

Die Hauptperson des Kongresses war der russische Kaiser. Ihm gilt die größte Aufmerksamkeit der hohen und niederen Spione: er wird belauert, beschmuppert, berochen. Seinem hohen Gastgeber Franz I., der ihn auspiionieren lieb, wird als Resultat unzweifelhaftiger Forschungen hinterbracht, daß er

sich jeden Morgen Gesicht und Körper mit einem Stück Eis wäscht, daß er sich über die Könige von Bayern und Württemberg ärgere, weil sie ebensoviel sein wollen wie er selbst, daß er zu seiner Liebsten, der Fürstin Bagration, um halb 11 Uhr gegangen sei und sie ausgerechnet um 2 Uhr nachts wieder verlassen habe. Daß er dagegen mit seiner Gemahlin Standal mache usw. Es wird genau registriert, daß er nie mit ihr zusammen speiste, und daß er, als auf einem Ball ihre Schönheit gerühmt wurde, ganz laut die taktlose Bemerkung machte, das könne er durchaus nicht finden. Das Resultat fünfwöchentlicher Spionage faßt ein Polizeirapport sehr wenig ehrfürchtvoll folgendermaßen zusammen: „Man hält ihn für einen Schwindler (fourbe), der sich vor ehrenwerten Leuten den Anschein des Philanthropen gibt, aber auch die Kanaille an sich zieht, um alle Welt für sich zu haben. Man glaubt, er sei falsch und ohne moralischen Fond, obgleich er von Religion redet wie ein Heiliger und allen äußeren Schein wahr.“ Weiter noch in abfälliger Beurteilung, viel zu weit, ging der durch seine Extravaganzen auffallende Lord Stewart, der Bruder Castlereaghs und Gesandte Englands in Wien. Er fragte eines Abends bei der Sagan, zu einer Zeit, da sich dort noch alles Antirussische verammelte, die Hausfrau vor einem Dutzend ihrer Gäste, wie sie den Kaiser Alexander finde; für ihn sei er ein ehrwürdiger, verleumderischer (imposteur) Narr. Und Stewart blieb nicht vereinzelt. Der Spion ** berichtet „von Personen, die den russischen Kaiser genau studieren“ die Meinung er werde endigen, wie sein Vater, denn die „schlechte Opinion“, die er in ganz Europa von seinen persönlichen Eigenschaften verbreitet habe, sei in Rußland wohlbekannt. Auch der Vertraute D., der mit den Polen verkehrte, brachte die Nachricht, es werde von vielen gefürchtet, daß er in den Zustand seines Vaters ver falle. Das wurde von anderen wiederholt. J. B. von Dalberg, der meinte, Alexander habe einen verschrobeneu Kopf wie Paul I., und werde zugrunde gehen wie dieser.

Der süßen Nachrede ist gleich dem russischen Kaiser auch sein Gefolge verfallen, vor allem Großfürst Konstantin. Von ihm werden geradezu Hudenstrieche berichtet. So rief er z. B. des Nachts aus einem versteckten Winkel des inneren Burghofes die schlafende Wache ins Gewehr, die herausschürzte und dann vergebens nach dem Anlaß fragte, der ihre Nachtruhe gestört hatte. „Der Großfürst wollte sich halbtot lachen“, sagt der Rapport. In einer Gesellschaft bei Stadelberg verspottet er einen alten Grafen Esterhazy wegen seines Bopfes und zieht sich von ihm die Bemerkung zu, es sei sehr bedauerlich, an ihm die Erziehung eines Prinzen so ganz zu vermissen.

Hinterbringen die Polizeirapporte dem österreichischen Kaiser, Alexander werde ein „wilder Mensch“ genannt, so heißt der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. bei der Wiener Bevölkerung ein „launigter Mensch“. Man hält ihn für unwirsch und kleinlich. Diesen letzteren Zug belegen die Rapporte mit zahlreichen Beweisen. „Tief ins Herz“ griff dem König die Tatsache, daß die Wiener Etikette dem Dänenkönig den Vorrang lieh. Sein rheumatisches Fieber wurde einmal schlimmer, weil er sich im „Börn nicht beherrichen“ konnte, meist war er überhaupt ähler Laune. Besonders ärgerte ihn eine Antwort, die er sich von Zacharias Werner zuzog. Werner war nicht nur vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten, sondern hatte auch die priesterlichen Weihen empfangen. Der König ließ ihm gegenüber die Bemerkung fallen, er liebe nicht Leute, die ihre Religion wechseln, worauf Werner erwidert haben soll, dann müsse Se. Majestät auch Luther und Calvin nicht leiden können.

Ganz besonders schlecht kommt in den Rapporten der König von Württemberg weg. Schon eine Woche nach seiner Ankunft konnte die Polizei dem Kaiser mitteilen, daß die Volksstimmung gegen ihn sei. Auch wird ihm von einer Karikatur berichtet, die den beliebten Souverän darstellte, wie er, außerstande, seinen Hofknopf zu erbliden, auf dem die Landkarte Württembergs aufgezeichnet war, ausrief: „Wie unglücklich bin ich, daß ich mein Land nicht übersehen kann.“ Seine Lebensgewohnheiten waren

bald erkannt und übel vermehrt. So wußte man, daß des Morgens auf ein Zeichen seine vier Kammerdiener zur gleichen Zeit in sein Schlafzimmer treten mußten, wo er oft schon um 7 Uhr abends das Bett aufsuchte, um damit sein Fernbleiben von den Feiern zu entschuldigen. Auch sein wenig höfliches Wesen war bald bekannt. Außer den Ehrenkavalieren waren den Souveränen, die in der Hofburg wohnten, Edelknaben (Bagen) zur persönlichen Dienstleistung zugeteilt worden. Als einmal der König einem dieser jungen Adelsprossen, einem Baron Ved, etwas barsch zurief: „Bring er mir ein Glas Wasser“, antwortete das Häufchen: „Majestät, ich bin Baron Ved, und mein Kaiser sagt „Sie“ zu mir.“ worauf sich der König forrigierte. Die Laune dieses Königs war meist schlecht, sein Embonpoint aber so groß, daß — auch damit beschäftigt sich die Polizei — für ihn ein eigener Ausschnitt in den Speisetisch gemacht werden mußte.

Im Gegensatz zu fast allen Souveränen interessierte sich der bayerische König Max I. lebhaft für die Sammlungen der Stadt; dies haben die Rapporte wohlgefällig hervor. Auch die derben altbayerischen Kraftausdrücke dieses Herrschers gefallen in Wien. Ebenso wie Max I. wird Karl August von Weimar sein Interesse für die Sammlungen hoch angerechnet, außerdem die Tatsache, daß er bei einer Schlittenpartie, an der alle Herrscher teilnahmen, öffentlich seine Dame küßte, d. h. das „Schlittenrecht“ in Anspruch nahm. Dagegen verargt man dem König von Dänemark, daß er durchaus ein Nonnenkloster besuchen will.

Die Kaiserin Marie-Louise schützte die Tatsache, daß sie Franz I. Tochter ist, keineswegs vor der Beobachtung durch die Polizei. Die Frage, ob sie zu dem oder jenem Fest erscheinen wird, beherrschte die Salons. Nichts wäre so unschädlich, als wenn Dienstag bei dem Fest zu Schönbrunn die K. M. Louise erscheine. Sie wird gewiß erscheinen wollen. Unser Kaiser soll doch ja keine väterliche Gewalt eintreten lassen, es verbieten, und diesen Standal verhüten. — NB. Die K. M. Louise hat beim Publikum alle Liebe und Achtung verloren. Die Wiener mögen sie gar nicht mehr. „Es ist sehr lange“, so wird an anderer Stelle berichtet, „daß sie von Napoleon keine Briefe hat.“ Sie macht sich nichts daraus. Sie spricht nicht davon, sie spricht nicht von Napoleon; sie resigniert sich in ihr Schicksal; ihr Herz geht gänzlich zurück an ihren Herrn Vater und zu ihren Geschwistern.

Nur nebenbei und nicht sehr häufig erscheint in den Geheimberichten der Name des Mannes, der die Herrschaften des Wiener Kongresses ein Jahrzehnt lang erzittern ließ; es ist, als existiere er nicht mehr. Aber während man sich in Wien „amüsiert“ und sich gegenseitig belauerte, bereitete er die weltgeschichtliche Bühne auftritt, ist ganz Wien „elektrisiert“. Sein Name erscheint nun in fast jedem Rapport; wie der und jener sich zu dem neuen Ereignis stellt, das ist nun die Frage. Die Bühne des Puppentheaters schwankt auf und nieder und die Marionetten zittern.

Nach der Ernte.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Nun ruht das letzte Erntefuder
Hoch hinter sicherer Scheunwand;
Ein stilles Träumen müder Tage
Liegt auf verglühtem Ackerland.

In dürren Stoppeln nur die Spenden
Verlorner Lehren, halmerischafft,
Die, kümmerlich, mit harten Händen
Gebückte Armut sorgsam rafft.

„Der Türmer“ (Herausgeber N. E. Frhr. v. Grotthuß, Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart).

Die drei Schwestern.

Skizze von Artur Moeller.

Autor. Uebersetzung aus dem Schwedischen von Hea Sternberg. (Nachdruck verboten.)

Allah hatte dem Teppichweber Sagreb keinen Sohn geschenkt, doch er besaß drei Töchter, Fatima, Zoroïda und Vja. Vja wurde stets zuletzt genannt, obwohl Zoroïda die jüngste war; vierzehn Jahre war sie alt. Sie standen also alle drei im heiratsfähigen Alter.

In derselben Gegend des „Glücklichen Arabien“ wohnte der Beduine Jussuf, Mansurs Sohn. Er galt wohl als gute Partie. Zwar war er nicht vermögend, aber er genoß großes Ansehen in seinem Stamm, dessen Häuptling er einst mit Bestimmtheit werden würde. Jussuf war zwanzig Jahre alt, er war schlank wie eine junge Feder, seine Haut glänzte wie Kupfer, und seine schwarzen Augen sprühten vor Feuer.

Eines Tages hörte der Teppichweber Jussufs Hof vor seiner Hütte stampfen und prusten. Der alte Sagreb ging dem Gast entgegen und bat ihn, einzutreten.

„Sei willkommen, Sohn Mansurs“, begrüßte er ihn, als sie sich auf der Erde niedergelassen und ihre Pfeifen angezündet hatten. „Allah segne dich, junger Häuptling! Du bist hier zu Hause. Alles, was du hier siehst, ist dein.“

Leider sehe ich keine von deinen Töchtern, dachte Jussuf in seinem jugendlich lebhaften Sinn. Laut sagte er:

„Möge Allah dein Alter erfreuen. Dein Auge unterscheidet die Farben noch unverändert, und deine Hand säet Schönheit aus. Erlaube deinem Diener, dich zu deinem Meisterwerk zu beglückwünschen.“ Und er verneigte sich leicht vor einer Zeltportiere in gold, smaragdgrün u. dunkelrot, die noch im Rahmen eingehängt stand.

„Meine Arbeit gefällt dir also, Sohn Mansurs“, rief Sagreb eifrig aus. „Du sollst sie für zehn Kamele haben, in Wahrheit ein Schleuderpreis. Es ist eine Narrheit von mir, aber dein Vater war mein Freund!“

Jussuf lächelte verbindlich.

„Ich will nicht einen Edelmut ausnützen, den du vielleicht hinterher bereuen könntest. Ueberdies — was sollen mir denn prachtvolle Teppiche und Portieren — in dem Zelt eines Beduinen, in das noch keine Frau ihren Fuß gesetzt hat?“

Sagreb nickte, und beide rauchten eine Weile schweigend ihre Pfeifen.

„Wirst du meine Töchter zu sehen, Sohn Mansurs?“ fragte der Teppichweber darauf.

„Du kommst mir mit deiner Güte zuvor, Vater.“

Sagreb schritt zu der Portiere, die die Frauenabteilung des Hauses abschloß, und sagte, ohne die Stimme erheben zu brauchen:

„Fatima! Zoroïda! Vja!“

Der Sohn Mansurs mußte seine ganze Selbstbeherrschung und Lebensart aufbieten, damit seine Mienen nicht den Eindruck verrieten, den der Anblick der Mädchen auf ihn machte. Fatima war eine hohe, dunkle, lüppige Schönheit. Doch trug sie den Kopf und ihr gleitender Schritt war von der Würde einer Königin. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig, die Augen sahen etwas zu nahe nebeneinander, und ein wollüstiger kleiner Anfaß zum Doppelkinn entsprach nicht ganz Jussufs Geschmack. Aber die Gestalt, die blendend weiße linke Schulter, von der das Gewand gleichsam aus Unachtsamkeit hinabgeglitten war, und der hochgewölbte kleine Fuß in seiner Sandale bezauberten ihn.

Zoroïda dagegen war klein und schlank wie eine Lame. Neben der Schwester erschien ihre Gestalt unansehnlich und ein wenig edig. Ihr Antlitz aber war wie aus Eisenblech geschnitten, und Mansurs Sohn konnte sich nicht satt sehen an den langen, schwarzen Wimpern, hinter denen eine dunkle Glut zu lodern schien, an der feinen Nase, deren Flügel zitterten wie die der Gazelle, und an dem weichen Bogen des Mundes. Und dieses Gesicht war umflossen von Haaren aus gesponnenem Gold!

Was Vja anbetrifft, so vergeudete er nicht viele Sekunden damit, den Blick auf ihr ruhen zu lassen. Ihr Gesicht mit der aufwärtsstrebenden Nase und den farblosen Augenbrauen war fast häßlich, und ihre platte Gestalt vermochte diesen Eindruck nicht zu veredeln.

Alle drei begrüßten Mansurs Sohn mit demütig gesenktem Blick und über der Brust gekreuzten Armen. Auf einen Wink des Teppichwebers brachte Fatima eine Schüssel herbei, um dem Fremden die Füße zu waschen, während Zoroïda seine Pfeife füllte und Vja den Koffa bereitere.

„Beim Prophezen!“ sagte Jussuf, als die beiden Männer wieder allein waren. „Du darfst dich Allahs Liebling nennen. Drei Töchter zu besitzen, von denen die eine schön ist wie eine Sternennacht, die zweite den Sonnenschein im Haar trägt und die dritte —“ Er suchte nach einem Lobeswort für die arme Vja.

Der Teppichweber kam ihm zu Hilfe:

„Meine Tochter Vja ist gut und häuslich und kocht einen vortrefflichen Kaffee“, sagte er.

Jussuf nickte. Wer die Wahl hat, hat die Qual. Am liebsten hätte er sie alle beide besessen, Fatima und Zoroïda. Doch Mansur, der im Zusammenleben mit seinen vier Frauen niemals Frieden gefunden, harte seinem Sohn auf dem Sterbebett das Versprechen abgenommen, sich mit einer zu begnügen. Außerdem gab der Teppichweber sicherlich keine seiner schönen Töchter für weniger als zwölf Kamele her, auf einen Rabatt beim Kauf von beiden war wohl kaum zu rechnen.

Während Jussuf hierüber nachdachte, und möglichst gleichgültig auszuweichen versuchte, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich gefesselt durch einen glodenreinen bezaubernden Gesang. Er begann leise und schmeichlerisch, wie die Locktöne eines Verlobens, wuchs aber allmählich an zu Kraft und Glanz. Ein Liebeslied war es, im Zelt und unter dem Wüstenhimmel. Gesättigt von Leidenschaft und Schmerz zugleich. Jussufs Herz zitterte wie ein Vogel in der Schlinge.

„Beim Propheten!“ rief der junge Beduine aus, „die Frau, die diese herrliche Stimme besitzt, soll mein Weib werden!“ Und alle Beherrschung vergessend, sprang er auf und riß die Portiere zur Frauenabteilung zur Seite.

In demselben Augenblick verstummte der Gesang, und in dem matten Dämmerlicht sah er eine verschleierte Dame vor sich. „Wer bist du?“ redete er sie mit bebender Stimme an, „die du mit der Schönheit und der edlen Haltung des Flamingo die Stelle einer Nachtigall vereinst?“

„Das junge Weib erhob sich mit gefestigtem Kopf. Mansurs Sohn erhielt als Antwort nur einen unbestimmten Laut aus dem Schleier — ob ein Schluchzen oder ein halb ersticktes Nachen vermochte er nicht zu unterscheiden. Völlig benommen stürzte er hinaus.

Eines Tages im Spätsommer hielt Jussuf Pferd wieder vor des Teppichwebers Haus. Der Alte ging dem Gast entgegen und bat ihn unter vielen höflichen Willkommensgrüßen, bei ihm einzutreten.

„Allah verleihe deinem Alter Glück und Frieden,“ sagte der Sohn Mansurs, nachdem sie sich gesetzt und ihre Pfeifen angezündet hatten. „Die Bitte, mit der ich mich heute an deine Güte und deinen Edelmut wende, ist zwar seltsam, aber ich hoffe, daß du Mansurs, des Sohnes Omars, eingedenk sein wirst.“

Das Gesicht des Beduinen war magerer geworden und seine Augenlider schwerer wie jemandes, der viel gewacht hat. Und Jussuf bat Sagreb, seine Töchter ein Lied vor ihm singen zu lassen. Ohne Befinnen war der Alte bereit, sein Begehren zu erfüllen und rief sie herein.

Fatima sang zuerst. Ihre Stimme klang so falsch, daß Mansur sich überwinden mußte, um sich nicht die Ohren zuzuhalten. Zoroibas Gesang raubte dem Beduinen den letzten Rest von Hoffnung. Zwar waren ihre Töne nicht falsch und schneidend wie die der Schwester, aber in ihrer Kehle wohnte kein Klang; ihr Lied erinnerte an eine Blume ohne Duft oder an den leeren Hauch eines Muezzin.

Star wie eine Statue betrachtete Mansurs Sohn die hässliche, unansehnliche Nja, die nun vortrat. Aber als sie zu singen begann, war er wieder so entzückt, daß seine Augen sich mit Tränen füllten und er der Wüste Sternenhimmel über sich zu sehen meinte. Ja, es schien ihm, als veränderte sich das Antlitz des Mädchens — so lange sie sang, war sie fast schön.

„Allah ist groß,“ sagte er. „Sagreb, ich würde mich glücklich schätzen, wenn Nja mein Bett mit mir teilen und mir das Leben mit ihren Tönen verüßen wollte. Ich biete dir zwölf Kamel für das Mädchen.“

„Ja, in Wahrheit, Allah ist groß und gerecht. Er schenkte ihr, der er ein geringeres Maß von Schönheit gab, statt dessen die große Gabe des Gesanges.“

Da öffnete Zoroiba den Mund und sagte höhnisch: „Weise deinen Schöpfer, Schwester Nja! Glaubst du, ich würde nicht, wie gern du deine Gabe gegen eine einzige Lode von meinem Haar eintauschen würdest?“

Und Fatima, deren schöner Wusn mochte, fügte spitz hinzu: „Schwester Nja, vergiß nicht, allabendlich deinen Gatten in den Schlummer zu singen, ehe du deinen Gürtel lösest.“

Jussuf blinnte von der einen zur andern. Und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Eine Frau mit Fatimas Körper, Zoroibas Antlitz und Njas Stimme wäre vollkommen,“ murmelte er. „Aber es hat Allah nicht gefallen, ein solches Wesen zu schaffen.“

Der Teppichweber, der eben noch so sicher gewesen war, seine schwierigste Tochter für einen anständigen Preis zu veräußern, und nun sein Zaudern bemerkte, wurde unruhig und sagte nicht ohne Schärfe:

„Wohlan, mein Sohn, Nja ist häuslich und gut, und täte ich es nicht im Andenken an meinen alten Freund Mansur, so würde ich sie nicht für einen so geringen Preis hergeben. Nja, küsse die Hand deines Gatten! Mansurs Sohn hat bei dem Propheten geschworen, dich zu seiner Frau zu machen.“

Jussuf erinnerte sich nun jenes Schwurs, den er getan, als er Nja zum erstenmal singen gehört hatte. Ich bin verloren, dachte er.

Aber Nja rührte sich nicht vom Fleck. Schließlich öffnete sie den Mund und sagte zu aller Bestürzung:

„Ich werde Jussuf nicht folgen.“

Der Teppichweber näherte sich ihr mit starrem Blick und gehaltenen Fäusten:

„Hat der Himmel dir den Verstand genommen — oder was könntest du gegen den Sohn Mansurs einzumenden haben?“

„Meine Schwestern lieben ihn,“ sagte Nja mit unerschütterlicher Ruhe.

Fatima und Zoroiba betrachteten sie mit großen Augen, und über beider Lippen trat unwillkürlich die gleiche Frage:

„Und du — liebst du Jussuf nicht?“

Nja wandte sich langsam ab und bedeckte die Augen mit einem Zipfel ihres Gewandes.

„Ich —?“ sagte sie zögernd, als sei sie erstaunt, daß man sie frage. „Ich habe meinen Geliebten. Aber worin solltet ihr Trost finden, ihr, die ihr nicht singen könnt?“

Die Kosten des Weltkrieges.

Das Oesterreich-Ungarn ein Krieg kostet, darüber hat sich der österreichische Finanzminister im Reichsrat einmal ausgesprochen, indem er erklärte, man werde für jeden Mann der Armee täglich 10 M brauchen, wobei die Summen für Pensionen, Entschädigungen und andere aus einem Kriege entstehende Ausgaben nicht mitgerechnet sind. Ein Krieg von 6 Monaten Dauer, in dem 2 Millionen Soldaten mobil gemacht wären, würde also nach dieser Schätzung 3 600 000 000 M verschlingen.

Von dieser heute so besonders aktuellen Feststellung geht der englische Finanzfachmann Edgar Grammond in einer interessanten Betrachtung über die Kosten eines zukünftigen Krieges aus, die er in der „Quarterly Review“ veröffentlicht hat. Er sucht zunächst die Summen festzustellen, die einige der großen Kriege der jüngsten Vergangenheit verschlungen haben. So berechnet er die Gesamtverluste Frankreichs an getöteten, verwundeten und gefangenen Mannschaften während des deutsch-französischen Krieges auf 21 500 Offiziere und 702 000 andere Soldaten.

Am Geld hat Frankreich der Krieg 1 088 000 000 M gekostet, während sich die Ausgaben Deutschlands für das Militär auf 1 560 000 000 M belaufen. Die Verluste an Soldaten betragen für Deutschland 6247 Offiziere und 123 400 Mannschaften. Der südafrikanische Krieg, der 31 Monate dauerte und England an Soldaten ungefähr 44 700 Mann kostete, hat nach den Berechnungen des großbritannischen Schatzamtes eine Geldsumme von 4 220 000 000 M verschlungen. Der anderthalb Jahre dauernde russisch-japanische Krieg brachte Japan an Soldaten einen Verlust von 135 000 Mann; die direkten Kriegskosten betragen für die japanische Regierung 4 060 000 000 M. Rußland hatte an verwundeten, getöteten und gefangenen Soldaten 350 000 Mann zu beklagen; die direkten Kosten, die die Russen aufbringen mußten, belaufen sich auf rund 6 Milliarden Mark.

Nach den Schätzungen des Verfassers müssen die Summen, die Deutschland in den ersten sechs Wochen nach Erklärung eines Krieges aufzubringen hätte, mit 2 450 000 000 M angesetzt werden. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Ausgaben, die ein großer Staat machen muß, bei jedem künftigen Krieg während des ersten Vierteljahres nicht niedriger als 2 Milliarden Mark beziffert werden können. Dazu kommen dann noch die Materialschäden, die ein Staat allein an seiner Wehrmacht erleiden kann. Ganz ungeheuer kann der Schaden sein, der durch die Zerstörung der Flotte angerichtet wird.

Grammond berechnet die Kosten, die England für den Wiederaufbau seiner Flotte aufbringen müßte, auf etwa 2 Milliarden M. Zu den eigentlichen Kriegskosten treten dann noch als ein nicht minder wichtiger Faktor die ungeheuren Verluste, die selbst ein glücklich durchgeführter Krieg für den Handel und für das Gesamtvermögen eines Landes bedeutet. Der Verfasser berechnet, daß die Herabsetzung der in England vorhandenen Kapitalien durch einen Krieg mit nicht weniger als 10 Prozent angenommen werden muß. Bei einem in England vorhandenen Gesamtvermögen von 160 Milliarden M würde sich also die Wertherabsetzung auf 16 Milliarden M belaufen. Dazu käme noch die völlige Lahmlegung des Handels im Falle eines Krieges, und diesen Verlust müßte man mit etwa 2 Milliarden M beziffern. Der Gesamtverlust, der bei einem Weltkrieg durch das Stoden des Handels hervorgerufen werden würde, dürfte bei einjähriger Dauer des Krieges nicht unter 10 Milliarden M angenommen werden. Es sind also ganz ungeheure Summen, die bei einem Weltkrieg auf dem Spiel stehen.

Kleine Beiträge.

Die Krebsgefahr für Raucher und Trinker.

Aus London wird berichtet: Einen neuen Beitrag zur Krebsforschung bringen die soeben veröffentlichten Untersuchungen des Gesundheitskommissars von Woolwich, Dr. S. Davies, der sich mit der Empfänglichkeit von Rauchern und Alkoholikern für Krebskrankung beschäftigt hat. Ausgehend von der Tatsache, daß der Krebs oft auf örtliche Reizungen bestimmter Organe oder Körperteile zurückgeht, hat Dr. Davies Material über den Tabakverbrauch und über den Alkoholkonsum von 120 Personen gesammelt, die an Krebs starben. Die Untersuchung erstreckte sich auf die letzten 10 Lebensjahre der Verstorbenen. Für den Alkohol wurde ein tägliches Durchschnittsmoß bestimmt, das als der Gesundheit unschädlich anzusehen ist; dieser Durchschnitt wurde auf 1 1/2 Pints Bier, also auf ungefähr 1/10 Liter angenommen, während man bei Rauchern den gesundheitsunschädlichen wöchentlichen Tabakverbrauch auf 2 Unzen, also nicht

gang 60 Gr. Tabak bestimmte. Nach dieser Berechnung ergab sich, daß 31 der Patienten in ihrem Alkoholverbrauch den mittleren Durchschnitt überschritten, 10 den Durchschnitt inne hielten und 74 darunter blieben. Auf die Todesfälle entfallen somit 27 Proz., in denen der Kranke gewohnheitsmäßig zu viel Alkohol zu sich nahm. In bezug auf das Rauchen ergab sich, daß 45 zu viel rauchten, 5 im Rahmen des Durchschnitts blieben und 66 darunter; es entfallen also auf die Todesfälle 39 Proz. starker Raucher. Zum Vergleich untersuchte Dr. Davies die Lebensgewohnheiten von 108 Personen, die unter gleichen Verhältnissen nicht am Krebs starben. Auf die starken Alkoholverbraucher entfielen hier 18 Proz., auf die starken Raucher 17 Proz. der Todesfälle. Unter 33 Personen, die an Rippen-, Zungen-, Gaumen- oder Mundhöhlenkrebs starben, waren 40 starke Alkoholverbraucher, also nicht weniger als 45 Proz., sowie 25 starke Raucher, also sogar 76 Proz. Die Zahlen weisen darauf hin, daß Alkohol und Nikotin die Disposition für Krebs steigern. Bei den männlichen Rauchern wurde in 10 Jahren ein Steigen des Tabakverbrauches von 25 Proz. festgestellt; um den gleichen Prozentsatz stiegen die Krebserkrankungen der Mundhöhle.

Ein neu entdecktes seltsames Volk.

Ueber die Entdeckung eines bisher unbekanntem eigenartigen Volksstammes im Norden der Malaiischen Halbinsel berichtet die „Kangoon Times“. Dieses in den unwegsamen Bergen und Sümpfen zwischen Tengaru und Kelantan hausende Volk zeigt negerartige Züge und führt im Urwald ein Wanderleben. Der Stamm wird Panggang genannt; von Natur sind diese Bewohner der Wildnis friedfertig, und Kämpfe oder Diebstähle unter ihnen kommen nicht vor. Vom Sultan des Staates haben sie nur eine sehr unbestimmte Vorstellung als von einer gottähnlichen Person, die ihnen das Haupt abschlagen lassen kann. Als höchste Kostbarkeit gilt den Panggang der Tabak; solange sie Tabak und Salz haben, können sie alle anderen Nahrungsmittel lange entbehren. Geld ist ihnen zwar bekannt, aber Verwendung für Münzen haben sie nicht, denn sie treiben auch keinen Handel. Kommt einem von ihnen durch Zufall Geld in die Hände, so wird es schleunigst vergraben, auf daß der Tote im anderen Leben mit den Münzen Handel treiben könne. Die Wirtschaft ist noch im Urzustand; hat der Panggang Hunger, so sucht er Nahrung; hat er einen Vorrat, so wird er nichts tun, bis der Vorrat verzehrt ist und die Notwendigkeit ihn wieder auf die Jagd treibt. Religiöse Vorstellungen scheinen so gut wie völlig zu fehlen, nur ein dumpfer Glaube an eine Art Seelenwanderung hat bei den Panggangs Aufnahme gefunden. Sie halten die Tiger, die in ihrer waldfernen Gegend häufig sind, für vergaubezte Ahnen, und dieser Glaube ist so stark, daß sie den Tiger, wenn sie ihm begegnen, beim Namen eines verstorbenen Ahnen oder Verwandten anrufen. Dabei glauben sie, daß der Tiger, wenn sie den richtigen Namen gerufen haben, ihnen nichts Böses zufügt; ist aber die Vermutung falsch, hat der Tiger nicht die Seele jenes Ahnen, dessen Namen man rief, dann nimmt er Rache und zerfleischt den Aufer.

Das Denkmal der Möven von Utah.

Der Fremde, der die Mormonenstadt Salt Lake City besucht, wird fortan mit einiger Bewunderung ein eigenartiges Denkmal betrachten, das seit kurzem die Stadt am Salzsee schmückt. Auf einer stattlichen und dabei ammutigen großen Granitssäule ruht eine Salzfugel, auf der sich zwei große Möven aus vergoldeter Bronze niedergelassen haben. Tritt man näher an die Säule heran, so gewahrt man am Biedestal eine Reihe von Hochreliefs, Bauern und Bäuerinnen, die weinend und verzweifelt auf verwüstete Felder blicken, dann eine Pflanzwolke von Möven, die heranzieht und auf die Felder niedergeht, schließlich aber hochbeladene Erntewagen, die von fröhlichen Menschen im Triumph eingeholt werden. Das eigenartige Denkmal, dessen Bedeutung sich dem Fremden nicht sofort erschleiert, ist das Denkmal der Möven von Utah. In Stein und Bronze bringen hier die Mormonen den heiligen Möven, die einst die erste Niederlassung der Mormonen vor dem Hungertode bewahrten, eine Ehrung. Es war im Jahre 1847, daß sich die ersten Mormonen an den öden Ufern des großen Salzsees niederließen; vor den heftigen religiösen Verfolgungen, denen die Anhänger des Mormonenglaubens in Illinois ausgesetzt waren, flüchteten sie hierher in die Einsamkeit. Im Frühjahr 1848 waren die letzten kümmerlichen Reste der mitgeführten Nahrungsmittel erschöpft, und sorgenvoll verfolgten die Ansiedler die Entwicklung ihrer Saat, als plötzlich gleich einer ägyptischen Plage ungeheure Heuschreckenschwärme vom Hochgebirge niedergingen und sich über die jungen Felder ergossen. Wo sie hinkamen, war die junge Saat sofort vernichtet, und die Ansiedler wären dem Hungertode anbeimgelassen, wenn nicht die auf den Inseln des Nachbarsees hausenden Möven zu ihrer Rettung herbeigeeilt wären. Als die noch vielen Hunderttausenden zählenden dichten Mövenschwärme sich über die Felder niedersenkten, glaubten die Mormonen, daß

ihre Unglück nun vollends besiegelt sei. Um so größer war die Freude, als man wahrnahm, daß die Möven nur die Heuschrecken angriffen. Da sah man in den weißen und grauen Vögeln vom Himmel gefandte Ketten, die gekommen waren, die neue Kirche zu schützen. Mit einem Kostenaufwand von über 150 000 \$ hat man nun den heiligen Möven ihr Denkmal gesetzt; das Monument wurde von einem jungen New Yorker Bildhauer, einem Enkel des Mormonenpropheten, Brigham Young, entworfen und geschaffen.

Italienischer Humor.

Zustimmung. „Ich gebe absolut nichts auf Schönheit und auf Reichtum“, sagte sie, „der Mann, den ich heiraten werde, muß ein Held sein.“ „Du hast recht, meine Tochter“, antwortete der Vater, „das muß er sein.“ — Der Liebhaber der Selbsterhaltung. Vor Gericht stand ein Mann, der Schweine gestohlen hatte, und erwartete seinen Urteilspruch. Der würdige Richter bemerkte, daß seit einiger Zeit das Schweinestehlen eine wahre Epidemie geworden wäre und daß man ein Exempel statuieren müsse. „Sonst“, so schloß er, „kann keiner von uns mehr sicher sein.“ — Die Keuere. Zwei Ehemänner unterhalten sich. „Was auf“, sagte der eine. „Du wirst immer beobachtet können, daß die Frau die Stimme senkt, wenn sie etwas von Dir haben will.“ „Das ist richtig“, sagt der andere, „und sie hebt sie, wenn sie gegriegt hat.“

Büchertisch.

Rücksendung von Rezensionsexemplaren ist ausgeschlossen. Besprechung erfolgt nach freiem Ermessen.

Literatur.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Von Bettine von Arnim. Neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. Mit den Bilderbeigaben der Originalausgabe und dem Vorwort der Verfasserin in Kunstdruck. Deutsches Verlagshaus Bong und Co., Berlin und Leipzig. Preis in geschmackvollem Leinenband 4 M., in hochlegantem Halblederband 5.50 M. — Wir sind dem Deutschen Verlagshaus Bong u. Co. dankbar, daß es uns dieses köstliche Buch in einer würdigen Neuausgabe vorlegt. Es erscheint, mit den notwendigen Fußnoten und einer knappen Einführung versehen, jedoch ohne allen gelehrten Ballast, in einer schönen modernen Schrift auf gutes weißes Papier gedruckt und sehr geschmackvoll gebunden, zum Preise von 4 M. im Rahmen einer Sammlung von Klassikerbüchern, die der genannte Verlag als Ergänzung seiner Goldenen Klassikerbibliothek veranstaltet. Das Werk in diesem Gewand zur Hand zu nehmen, ist ein außerordentlich Genuß, welchen sich die Goethegemeinde, das heißt der Kreis aller gebildeten Deutschen, nicht entgehen lassen wird.

Naturwissenschaften.

Fauna von Deutschland. Ein Bestimmungsbuch unserer heimischen Tierwelt. Herausgegeben von Dr. R. Brohmer unter Mitarbeit von: Dr. Effenberger-Berlin, Oberlehrer Hermann-Leipzig, Dr. Enderlein-Stettin, Dr. Gerwerhagen-Heidelberg, Dr. Gose-Jena, Oberstudienrat Professor Dr. Lampert-Stuttgart, Dr. Roover-Bremen, Dr. Illmer-Hamburg, Professor Dr. Voigt-Leipzig, Dr. Wagner-Leipzig und Prof. Dr. Werner-Wien. 593 Seiten mit 912 Abbildungen im Text und auf Tafeln. In biegsamem Leinenband 5 M. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. 1914.

Allerlei.

Beerenobst. Der köstliche Heilmittel alles Beerenobstes und dessen Vorteil für unsere Gesundheit wird immer mehr anerkannt und daher steigt von Jahr zu Jahr die Nachfrage für alles Beerenobst. Es ist reich oder eingebost köstlich, ein wahres Labfal bei fieberhaften Krankheiten. In der Küche läßt sich das Beerenobst so vielfach verwerten, wie manche Leserin es kaum ahnt. Käthe Koch-Nicola hat eine Sammlung von durchwegs erprobten Rezepten herausgegeben. An 140 Anwendungen, ein stattliches Bündchen der Ratgeber-Bibliothek „Mein Sonntagsgesicht“. Man findet darunter Rezepte über die Verwendung von Beerenobst zu Saucen, Suppen, Mehlspeisen, Gebäuden, Pasteten, Torten, Salzen, Cremes, Eis- und Bis-Romden, Bowlen, Säfte, Beerenweine und Champagner, Essig, Likör, Sorbett und schließlich zum Einfachen in Dunst, zu Marmeladen, Jam usw. Ein Anhang belehrt über die Zückergrade, über die Bereitung von Chaudoux, Dunsst, feiner Fruchtgelee, Jam und über die Herstellung von Gezeorenem. Dieses Büchlein, betitelt „Beerenobst“, von Käthe Koch-Nicola ist im Verlag der V. V. Endersschen K. A. in Neutitschein erschienen und kostet bloß 30 Heller, samt Kreuzband 35 Heller.

Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht. Heft 11: Elternhaus und Schule. Vorträge von Anna Schellenberg (Mannheim), Realgymnasialdirektor S. Wimer (Wiesbaden) und Karl Göbe (Hamburg), gehalten in der öffentlichen Versammlung des dritten deutschen Kongresses für Jugendbildung und Jugendkunde zu Breslau am 6. Oktober 1913. 50 S. 1 M. Verlag von V. G. Teubner, Leipzig-Berlin. — Heft 12: Die Tagesschule. Die Schule der Großstadt. Der Plan ihrer Ausführung in Kiel. Von Dr. E. Ebert, Oberlehrer an der Ober-Realschule in Kiel. 33 S. 1 M. Verlag von V. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

Fröhliches Rechnen. (Zahlenraum 1—20.) Ein Beitrag zur Methodik des ersten Rechnenunterrichts von Paul Rang, Würzburg. Zweite vermehrte Auflage, Verlag von Kurt Schöblich, Würzburg. 1914. Brosch. 2 Mark.